

WEN GOTT AUF REISEN SCHICKT ...

Esther Symank
Freie Evangelische Gemeinde Zürich-Helvetiaplatz
24. Juni 2012

Vor vielen, vielen Jahren, als ich noch jung und hübsch war, saß ich in einer großen Lufthansmaschine, die von Frankfurt nach Addis Abeba in Äthiopien flog, und während des Flugs musste ich einige Tränchen vergießen. Neben mir saß ein deutscher Ingenieur, der nach Dschidda in Saudi-Arabien unterwegs war; der guckte mich immer mal verstohlen von der Seite an und dachte: Was hat diese arme Frau nur; warum heult die bloß bei so einem tollen Flug!

Okay, ich wusste, dass Gott mich nach Ostafrika gerufen hatte, aber ich war traurig, weil ich sooo viele liebe Leute verlassen musste – Leute, die ich so richtig ins Herz geschlossen hatte. Ich bin ein ziemlicher Gefühls- und Beziehungsmensch, und alle diese lieben Leute waren jetzt auf einen Schlag weg. Damals ging man ja auch nicht jedes Jahr auf Heimaturlaub; das war viel zu teuer. Für 3 Jahre war ich also weg vom Fenster, ohne die Möglichkeit zu skypen, zu chatten oder zu mailen. Es gab nur diese dämlichen Briefe, die viel zu lang unterwegs waren, und wenn sie schließlich ankamen (worauf man sich keineswegs immer verlassen konnte), war das, was darin stand, längst kalter Kaffee.

Also, das war keine ganz easy Zeit. Aber wenn ich heute auf diese 3 Jahre zurückblicke, die ich da in Ostafrika verbracht habe, muss ich sagen: Das waren wahrscheinlich – nun, vielleicht nicht die drei reichsten Jahre (ich hatte ja auch viele reiche Jahre in der Ehe ☺), aber doch mit die ausgefülltesten und interessantesten Jahre meines Lebens, die ich hinterher um keinen Preis der Welt hätte missen wollen. Ich war auf vielen guten Schulen, aber die beste Schule, auf die Gott mich je geschickt hat, war die Lebensschule in Afrika.

Sie wollen wissen, was ich dort so alles gelernt habe?

- ❖ Nun, zunächst einmal habe ich eine Sprache gelernt, die hier im Saal, glaube ich, niemand spricht und die mir hier gar nichts nützt; aber in Ostafrika konnte und kann ich damit ne ganze Menge anfangen – die Afarsprache. Das Tolle daran war, dass das für einmal keine indogermanische Sprache war. Ich musste also völlig andere Satzstrukturen lernen und verrückteste Laute, und so was finde ich immer cool. Das war ein richtiges Geschenk Gottes.
- ❖ Dann habe ich unglaubliche Landschaften und Tiere in freier Wildbahn gesehen. Kein Zoo kann da mithalten! Ich werde nie vergessen, wie wir an einem Abend an einem dieser riesigen äthiopischen Seen standen und um uns herum tausende von

Marabus und Pelikanen und Flamingos. Und dann, mit einem Schlag, erhoben sich alle in die Luft und fingen an, über dem See zu kreisen. Solche Szenen werde ich nie in meinem ganzen Leben vergessen, und das hat mir Gott geschenkt.

- ❖ Was ich auch noch kennengelernt habe: eine völlig fremde Kultur. Afrika ist wahrhaftig nicht gleich Europa, und Ostafrika ist nochmals ganz speziell. Aber das hat meinen Horizont enorm erweitert (wenigstens war das mein Eindruck, als ich dann nach Europa zurückkam).
- ❖ Noch etwas habe ich gelernt, und das war für mich als Christ besonders toll. Ich kam aus einem ziemlich strengen Elternhaus und aus FEG-Kreisen; alles war genauso, wie man das bei der FEG eben macht. Und jetzt kam ich in ein internationales Team mit Leuten aus den verschiedensten Denominationen, von denen jeder so seine eigenen theologischen Ansichten hatte. Bis dahin hatte ich immer geglaubt, wir müssten alle haargenau auf einer Linie liegen, damit wir im Segen zusammenarbeiten können. Nun, dort in unserem Team hatten wir z. T. sehr unterschiedliche Meinungen. Aber in Sachen Mission hatten wir alle dasselbe Anliegen, und das hat uns zusammengeschweißt. Dass so etwas möglich ist, das war für mich ebenfalls eine Horizonterweiterung, eine geistliche Horizonterweiterung.
- ❖ Und das Beste: Ich habe einige richtig tolle Wunder mit Gott erlebt. Wunder erlebe ich natürlich auch hier im Alltag. Aber ich denke, in solch angespannten, gefährlichen Situationen wie damals in Ostafrika erlebt man manchmal noch viel intensiver, was für außergewöhnliche Dinge Gott tun kann.

Wenn Sie möchten, erzähle ich Ihnen ein kleines Beispiel dazu. Ich wohnte in einem Viertel, in dem nur Afars lebten, also der Volksstamm, dessen Sprache ich auch konnte. Es war ein Viertel, das die Franzosen für die Schwarzen gebaut hatten. Sie hatten es sich sehr einfach gemacht, damit es nicht viel kostet – stellen Sie sich einfach lauter kleine Garagenhäuschen mit einer Luke oben in der Wand vor; alle aneinandergebaut und alle Eingänge an schmalen, engen Sandwegen. Immer nach etwa dreißig oder vierzig dieser Häuschen öffnete sich der Weg zu einem Square, also einer Art Marktplatz. Und diesen Marktplatz brauchen die Afars, denn dort reden sie, dort tauschen sie ihre Neuigkeiten aus, dort verkaufen sie ihre Waren, dort auf dem Sandboden machen sie ihre kleinen Spiele mit Steinchen und Muscheln (ähnlich wie bei uns Mühle oder Dame oder Schach). Und weil sich das ganze Leben im Freien abspielt, sind diese Marktplätze sehr wichtig für sie.

Einmal, wie ich den engen Sandweg nach Hause gehe, stürzen gleich mehrere Afars wild gestikulierend auf mich zu: Esther, du darfst nicht weitergehen! – Natürlich geh ich weiter, sage ich. Ich war müde, hatte den ganzen Tag unterrichtet und wollte einfach nur noch heim. – Nein, du kannst nicht; es ist zu gefährlich! Und dann gebrauchten sie ein Afar-Wort, das ich bis dahin leider nicht gelernt hatte. (Allen Sprachlehrern möchte ich sagen: Lernt auch die aus-

gefallenen Wörter, die crazy Wörter mit euren Kindern, die Ausdrücke, die vielleicht in keinem Buch stehen; denn die Leute riefen mir zu: Da ist ein Verrückter; und das Wort für „verrückt“ hatte ich noch nicht gelernt.)

Mir egal, was die sagen, dachte ich; ich gehe. So komme ich also auf diesen Markplatz, und dann sehe ich plötzlich, was los ist: Da steht, nicht allzu weit von mir entfernt, ein Afar mit riesigen Wackersteinen in den Händen (also nicht nur so kleine Kieselsteine, sondern richtig große Brocken) und schmeißt damit wie wild um sich. O Hilfe, denk ich, das muss das Wort sein, das sie mir zugerufen haben; „verrückt“ oder so muss das heißen. Die ganzen Afars hatten sich versteckt und verbarrikadiert, weil sie – zu Recht – eine Riesenangst hatten. Und jetzt bin *ich* da aufgetaucht. Alle starren mich aus ihren Schlupfwinkeln mit großen Augen an: Da steht unsere Esther! Was macht sie jetzt wohl? Ich musste mich innerhalb von Sekundenbruchteilen entscheiden. Da habe ich ein Stoßgebet zum Himmel geschickt, denn ich habe gedacht: Wenn ich mich jetzt zurückziehe und verstecke wie alle diese Afars, dann werden sie hinterher sagen: Du erzählst immer von diesem Yasus (so nennen sie Jesus) und behauptest, er kann was. Aber du hast genauso Schiss wie wir! Darum habe ich einfach gebetet: Jesus, bring mich da durch, bring mich heile da durch! Und ich gehe los. Alle Afars sehen mich, und leider sieht mich auch der Typ. Ich denke: Jetzt wird's ernst; gleich wirft er nach mir. Er guckt mich an, er starrt mich an (wie Verrückte da so tun), und dann schmeißt er sämtliche Steine auf den Boden, wird mucksmäuschenstill, hört von einer Sekunde auf die andere auf zu schreien und lässt mich durchmaschieren.

Das war ein schönes Erlebnis; ich glaube, es hat den Afars unheimlich Eindruck gemacht. Und ich hab mich einfach gefreut, dass Gott in so einem Moment da ist und sagt: So, jetzt helf ich dir!

Sie merken: Meine Afrikazeit ist mir immer noch voll gegenwärtig, und meine große Hoffnung ist, dass wir in unserem Ruhestand, wenn wir nicht auf Geldgeber und Freundeskreis angewiesen sind, nochmals dorthin gehen können. Aber das ist nur so ein Traum.

Nach meiner Afrikazeit sind wir viele, viele Jahre lang sesshaft gewesen: mehr als 33 Jahre in der Schweiz, davon fast 29 Jahre im Limmattal. 22 Jahre (Wahnsinn!) habe ich im Schulhaus Huebwies in Geroldswil unterrichtet. Mehr als 13 Jahre waren wir hier in der FEG am Helvetiaplatz zu Hause und haben als ganze Familie gute, aber auch schwierige Zeiten mitgetragen. Schließlich waren wir auch – das wissen die wenigsten von Ihnen – im Vorstand der ReachAcross Mission tätig, der Mission, mit der ich als Ledige in Ostafrika gewesen war. Zunächst half mein Mann im Vorstand mit, für die letzten 6 Jahre (vielleicht waren es auch 8 oder 9) löste ich ihn dann ab.

Über all die vielen Jahre haben wir jede Menge wertvoller Beziehungen geknüpft.

- ❖ Da ist die Nachbarschaftsfamilie - wir verstehen uns blendend mit ihr. Sie waren richtig erschrocken, als wir ihnen sagten: Wir gehen diesen Sommer!
- ❖ Ich habe meine Schulfamilie. Wir hatten gerade vorgestern eine Abschiedsfeier, weil sieben Lehrer gehen – alle aus privaten Gründen, nicht weil sie cross mit der Schulleitung wären oder so. Es war ein richtig bewegendes Abschiedsfest; einmal dachte ich: Jetzt brechen wir alle gleich in Tränen aus!
- ❖ Dann haben wir die Missionsfamilie. Wir waren gerade am letzten Wochenende in Deutschland an einer internationalen Konferenz dieser Mission und haben gemerkt, wie wir uns alle immer noch total gern haben.
- ❖ Last, but not least, haben wir natürlich die Gemeindefamilie, an der wir auch sehr, sehr hängen.

Und jetzt ruft uns Gott aus all diesen Beziehungen heraus und lässt uns im wahrsten Sinne des Wortes Neuland betreten. Denn wir wissen gar nicht recht, ob Deutschland noch unsere Heimat ist oder Ausland; das merken wir dann erst, wenn wir da sind.

Und ich empfinde wieder genau das Gleiche wie damals auf dem Flug von Frankfurt nach Addis: Abschiednehmen ist nicht leicht, das muss man gar nicht beschönigen. Man lässt so viele liebe Menschen zurück und so viele Dinge, an die man sich gewöhnt hat und die einem dadurch auch eine gewisse Sicherheit geboten haben. Zum Beispiel kannte man all die Geschäfte der Umgebung und wusste, wo man was kriegt. Ich hab mit allen Verkäufern immer lange Gespräche geführt und inzwischen auch schon einigen gesagt, dass wir demnächst gehen. O was, Ihr geht, das ist ja schrecklich! (Vielleicht sagen sie das nur, weil sie bei mir was verdienen, denn ich kaufe immer was ...) Auf jeden Fall: Wir kommen jetzt in unsicheres Gelände. Wir betreten neues Terrain und wissen nicht, wie dort alles wird. Wir sind auch nicht mehr die Jüngsten, sondern sind schon über sechzig, und ich sage Ihnen, das merkt man, und da hat man doch ein bisschen Sorge, ob man die neuen Aufgaben überhaupt managt.

Aber in dieser ganzen Abschieds- und Aufbruchphase, die bei mir viele Auf's und Abs mit sich gebracht hat, ist die Bibel ein ungeheurer Trost, denn in ihr wimmelt es nur so von Leuten, die Gott auf Reisen geschickt hat. Sie mussten Abschied nehmen, weil Gott etwas Neues mit ihnen vorhatte.

- ❖ Das Standardbeispiel ist natürlich Abraham. Abraham musste die Sicherheiten des Stadtlebens gegen die Unwägbarkeiten eines Nomadenlebens eintauschen, noch dazu in einer für ihn völlig fremden Umgebung.

- ❖ Daneben muss ich immer an Josef denken. Josef hat es ja noch viel schwieriger gehabt. Er liebte seine Familie über alles und wurde doch von ihr verstoßen und ins Ausland verkauft. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, wurde er dort auch noch zu Unrecht beschuldigt und landete im Gefängnis, und die Leute um ihn her verehrten die verrücktesten Götter. Das alles war bestimmt nicht easy!
- ❖ Mose ist bekanntlich aus Ägypten in die Wüste Sinai geflohen und hatte dann jahrelang ein geruhames und beschauliches Leben, und er hatte auch einen sehr netten Schwiegervater (auch keine Selbstverständlichkeit). Und plötzlich begegnet ihm Gott und schickt ihn wieder zurück nach Ägypten, genau in das Land, vor dessen Herrscher er doch solch eine riesige Angst hatte. Es ist verrückt, was Gott so alles von uns erwartet!
- ❖ Und dann all die Israeliten, die in die Gefangenschaft nach Babylon verschleppt wurden. Die gingen erstens nicht freiwillig, und zweitens waren das ja nicht alles böse Leute, die nicht an Gott glaubten. Manche von ihnen hielten treu zu Gott wie z. B. der Prophet Hesekiel oder wie Daniel und seine Freunde, und ich glaube nicht, dass die diese Reise in die Welthauptstadt Babel besonders cool fanden.

Im Neuen Testament geht's ähnlich weiter; auch dort sind die Leute ständig in Bewegung.

- ❖ Johannes der Täufer wuchs so behütet auf bei seinen Eltern im Bergland von Judäa. Und dann – zack – musste er in die Wüste. Die lag zwar im gleichen Land, aber Wüste ist Wüste, und einfach war diese Berufung sicher nicht für ihn.
- ❖ Und dann Jesus selber – auch so ein Paradebeispiel. Nach seiner Geburt in Betlehem durfte er nicht gleich wieder nach Nazaret zurück, nein, seine Eltern mussten mit dem Baby nach Ägypten fliehen. Jesus hat den ersten Teil seiner Kindheit im Ausland verbracht, weil es in der israelischen Heimat viel zu gefährlich für ihn war.
- ❖ Schließlich die Apostelgeschichte: die besteht praktisch nur aus Reisen und aus Reisenden. Allen voran Paulus, ein Superweltreisender, mit ihm Barnabas und Silas, Priscilla und Aquila und wie sie alle heißen; Sie kennen ja die Apostelgeschichte.

Von Natur bin ich eine Grüblerin, und deshalb habe ich darüber nachgedacht: Weshalb schickt Gott seine Leute eigentlich so häufig auf Reisen? Mir sind eine Menge wichtiger Gründe eingefallen, von denen ich Ihnen zum Schluss noch einige weitergeben möchte. Sie kennen ja alle das Sprichwort „Reisen bildet“. Da ist was Wahres dran, und Gott weiß das ebenfalls.

- ❖ Erstens lerne ich eine Menge über meinen eigenen Charakter. Das wurde mir damals besonders bewusst, als ich nach Afrika reiste. Ist mein Glaube nur dann stark, wenn ich alle Sicherheiten habe, die ich brauche? Bin ich nur dann glücklich und zufrieden, wenn alles seinen gewohnten Gang geht? Komme ich nur dann klar, wenn immer dieselben Leute um mich herum sind? Oder bin ich bereit, mich auf neue Menschen einzulassen?
- ❖ Zweitens lernen wir, wenn Gott uns Neuland betreten lässt, in diesem neuen Einsatzgebiet jede Menge Neues kennen: neue Leute, eine neue Kultur, eine neue Umgebung und noch tausend anderes mehr. Das lernt man nicht aus Filmen oder Büchern und auch nicht auf einer touristischen Stippvisite. Ich lese auch viele Bücher und sehe mir viele Filme an. Aber eine längere Zeit in einem fremden Land zu leben ist doch noch einmal etwas ganz anderes, und es ist schön, wenn Gott uns so etwas schenkt.
- ❖ Wir lernen auch eine ganze Menge über Gott selbst, wenn er uns auf Reisen schickt. Wir lernen, dass er in jedem Land genau derselbe Gott ist. Er hilft uns nicht nur hier in der sicheren Schweiz; er hilft uns auch da, wo alles drunter und drüber geht. Wir können uns wirklich überall auf ihn verlassen, und das muss man einfach mal erlebt haben.
- ❖ Ein weiterer Grund ist, dass die Menschen, zu denen wir reisen, durch uns etwas über Gott erfahren – vorausgesetzt, wir sind bereit, über ihn zu reden (aber das sollen wir ja). Fromm ausgedrückt, könnte man sagen, dass durchs Reisen Gottes Reich ausgebreitet wird.

Ich hab mal über unsere Zeit hier in der Schweiz nachgedacht. Was haben wir denn so alles gemacht in Bezug auf unseren Auftrag, von Jesus zu erzählen? Wir haben in unserer Nachbarschaft sehr viel über den Glauben geredet. Ich habe auch über Jahre eine Frauenarbeit gemacht, und zwar ausschließlich mit ungläubigen Frauen. Die Frauen kamen zu uns in die Wohnung, und ich habe mit ihnen über die Bibel gesprochen und über Themen, die sie bewegten. Dann habe ich Kinderarbeit gemacht für die Kinder aus unserer Nachbarschaft, ebenfalls über viele Jahre hin. Andreas hat viele ernste Gespräche mit einigen Nachbarn geführt, gerade auch, wenn sie in Krisen steckten. Meine Lehrerkollegen wissen auch alle Bescheid über meinen Glauben. Vor der Schulklasse darf man nicht evangelisieren, aber wenn mich meine Schüler fragen, sage ich ihnen dann schon, was ich denke, und ich habe auch immer versucht, die Lebensweisheit der Bibel im Schulalltag umzusetzen. Und hier in der Gemeinde haben wir viele Jahre lang doch auch einiges gemacht.

Deshalb glaube ich, dass Gott uns jetzt noch mal ein neues Arbeitsfeld geben möchte. Es wird dort jede Menge für uns zu tun geben. Gott weiß das, und vielleicht schickt er uns gerade deshalb dorthin.

Wir ziehen in ein christliches Gästehaus und werden dort sehr viel Besuch haben, ein ständig wechselndes Publikum aus ganz Deutschland und aus dem Ausland. Wir werden auch nicht nur christliche Gäste von allen möglichen Denominationen haben; Nichtchristen sind genauso herzlich willkommen. Die Angestellten sind ebenfalls nicht alles Christen; wir haben also ein super Arbeitsfeld.

Ich freue mich auch, dass wir ihm nicht zu alt sind. Okay, Gott hat oft mit sehr alten Leuten gearbeitet, aber das war in Zeiten, wo man sowieso noch viel älter wurde. So alt wie damals werden wir heutzutage ja gar nicht mehr. Aber ich finde es schön, dass er meint, wir können mit über sechzig noch so eine Aufgabe meistern.

Sie alle sind ganz, ganz herzlich nach Oberstdorf eingeladen! Hinten liegen noch Prospekte auf, und wenn's nicht reichen sollte: Das Haus Bergfrieden hat auch eine Internetseite, wo man sich informieren und anmelden kann. Auf jeden Fall habe ich schon massenhaft Einladungen verteilt, auch an meine Lehrerkollegen. So nach und nach wollen sie mich alle besuchen kommen!

Noch ein kleiner Nachtrag zu der Frage, wieso Gott uns auf Reisen schickt. Der Nachtrag ist mir eingefallen, als wir vor zwei Wochen unseren Hauskreis-Abschiedsabend gefeiert haben. Es war ein wunderschöner Abend. Wir hatten in unserer Kleingruppe als letztes den Hebräerbrief durchgenommen und waren damit beinahe fertig geworden; nur Kapitel 13 fehlte noch. Dieses Kapitel hat mein Mann dann zum Abschluss der Feier vorgelesen, und er hat noch ein paar Anmerkungen dazu gemacht.

- ❖ Ein Vers ist mir dabei besonders aufgefallen, den will ich Ihnen vorlesen. „Hier auf der Erde gibt es keinen Ort, der wirklich unsere Heimat wäre und wo wir für immer bleiben könnten. Unsere ganze Sehnsucht gilt jener zukünftigen Stadt, zu der wir unterwegs sind.“ (Hebräer 13,14) Als Andreas das vorlas, schoss es mir durch den Kopf: Das ist auch noch ein Grund, weshalb Gott uns auf Reisen schickt! Er will uns vorbereiten auf die eine große Reise, die wir alle einmal antreten werden, die Reise zu ihm. Auch die Allersesshaftesten müssen einmal ihre irdische Heimat verlassen und dürfen sie eintauschen gegen eine viel bessere Heimat – vorausgesetzt natürlich, dass sie ihr Leben hier mit Jesus geführt haben. Und das, fand ich, ist eigentlich der allerbeste Grund überhaupt, warum Gott uns manchmal woandershin schickt!

LETZTE WORTE

2. Timotheus 4,22

Predigt A. Symank

Freie Evangelische Gemeinde Zürich-Helvetiaplatz

24. Juni 2012

Letzte Worte – vorläufig

„Letzte Worte“, lautet das Thema der heutigen Predigt; Sie haben das sicher auf unserer Internetseite gelesen. „Letzte Worte“: ein merkwürdiger Titel, irgendwie banal. Schließlich sprechen wir alle ständig „letzte Worte“. Wenn der Ehemann am Morgen aus dem Haus und an die Arbeit geht, nimmt er – das will ich doch hoffen! – seine Frau in den Arm und flüstert ihr was Liebes in Ohr: letzte Worte. Acht Stunden später ist er bereits wieder da. Bald darauf sagt er „Gute Nacht“: wieder letzte Worte. Am Vormittag bringt die Mutter ihr kleines Mädchen zum Kindergarten: tränenreicher Abschied, letzte Worte. Zwei Stunden später ist die Kleine schon wieder zurück, quietschfidel und putzmunter; die Tränen und die letzten Worte sind kalter Kaffee. Während Frau Mama alleine ist, telefoniert sie mal rasch mit ihrer besten Freundin. Nach mehr als einer Stunde plötzlich erschrocken: „O, ich muss anfangen zu kochen, gleich ist der Kindergarten aus. Also Tschüss!“ Letzte Worte. Aber kaum liegt der Hörer auf der Gabel, klingelt es schon wieder: Die Freundin hat was ganz Wichtiges vergessen! Nochmals eine Viertelstunde Geplauder. So geht das den ganzen Tag, das ganze Leben. Ständig werden letzte Worte durch neue Worte ersetzt, werden durch andere letzte Worte abgelöst. An solchen letzten Worten ist nichts Besonderes.

Und eigentlich ist es auch nichts Besonderes, wenn z. B. ein Pfarrer ein letztes Mal zu seiner Gemeinde spricht, ehe er ins Ausland wechselt. Gut, das sind jetzt schon eher letzte Worte. Aber auch das müssen nicht wirklich die allerletzten Worte sein, die man von ihm hört. Man kann ihn jederzeit im Haus Bergfrieden besuchen; alle sind herzlich eingeladen. Der Ex-Pfarrer ist dort ja nicht nur theologischer Leiter, sondern auch Geschäftsführer und muss dafür sorgen, dass das Haus möglichst das ganze Jahr über gut belegt ist. Da freut er sich natürlich, wenn es zu einem Wiedersehen kommt und die letzten Worte nicht die letzten Worte bleiben.

Letzte Worte – endgültig

Nun gibt es aber eine Situation im Leben, wo die letzten Worte wirklich die letzten sind, und das ist unmittelbar vor dem Sterben. Unter dem Ausdruck „letzte Worte“ versteht man das, was ein Mensch im Angesicht des Todes der Nachwelt hinterlässt, sozusagen die Quintessenz seiner Lebenserfahrung. Über die Jahrtausende hin haben viele Völker solche „letzten Worte“ aufbewahrt und gesammelt. Die Griechen und Römer machten das, aber auch die Inder, die Chinesen und die Japaner. Christen interessierten sich vor allem für die letzten Worte von Märtyrern (sozusagen als positive

Beispiele) und für die letzten Worte von Verbrechern (sozusagen als negative Beispiele).

Michel de Montaign, ein französischer Philosoph des 16. Jahrhunderts, bemerkte einmal: „Nach nichts erkundige ich mich eingehender als danach, wie ein Mensch gestorben ist: mit welchen Worten, welchem Gesicht und welcher Haltung; und in den Geschichtsbüchern gibt es keine andere Stelle, der ich eine solche Aufmerksamkeit widme... Wenn ich ein Bücherschreiber wäre, würde ich ein kommentiertes Register der verschiedenartigen Tode anlegen.“¹

Für uns ist es selbstverständlich, dass man sämtliche denkbaren Geräusche aufnehmen und abspielen kann – Wörter, Reden, Musikstücke, einfach alles. Das ist aber eine ziemlich neue Errungenschaft. Der erste kommerziell genutzte Tonträger war die Schallplatte. Ihr Vorläufer war der sogenannte Phonograph, der „Stimmenaufschreiber“, wie das Gerät wörtlich hieß, und sein Erfinder war kein Geringerer als der größte Erfinder, den die Menschheit je gesehen hat – Thomas Alva Edison. Wissen Sie, zu welchem Zweck Edison 1877 diesen Stimmenaufschreiber konstruierte? Er sagt es selbst: „Zum Zweck der Bewahrung der Reden, der Stimmen und der letzten Worte von sterbenden Familienmitgliedern und von großen Männern.“ Und Edison fügte hinzu: „Aus diesem Grund wird der Phonograph fraglos die Fotografie an Bedeutung übertreffen.“ Ob das wirklich so gekommen ist, wage ich zu bezweifeln. Aber es zeigt, für wie wichtig man damals die „letzten Worte“ eines Menschen hielt. Man ging davon aus, dass sie mehr Aufschluss über seinen Charakter gaben als eine noch so gute Fotografie.

Das Interesse an den „letzten Worten“ eines Menschen ist heute ein Stück weit zurückgegangen. Das hängt damit zusammen, dass vielfach nicht mehr zu Hause gestorben wird. Noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts starb man meist im Kreis der Familie, sodass die Angehörigen die letzten Worte an die Öffentlichkeit weiterreichen konnten. Aber dann begann sich das Sterben aus der privaten Sphäre in das Krankenhaus zu verlagern, die Betreuung des Sterbenden ging von den Verwandten über an medizinisches Personal und an technische Apparate. Der Sterbevorgang wurde entpersönlicht, und im Zuge dieser bedauerlichen Entwicklung wurden und werden auch letzte Worte immer seltener vernommen und aufbewahrt.

Berühmte Leute – berühmte letzte Worte

Nun, in der Bibel gibt es natürlich auch solche „letzten Worte“, und eines davon habe ich für heute ausgewählt. Aber bevor Sie meine Wahl zu hören bekommen, hier noch zwei, drei berühmte Beispiele, denen Sie wahrscheinlich alle schon einmal begegnet sind.

- ❖ Für uns als Christen das wichtigste Beispiel ist selbstredend das von Jesus Christus, als er am Kreuz hing: „Vater, in deine Hände gebe ich meinen Geist!“

¹ Zu diesem und den folgenden Zitaten siehe http://de.wikipedia.org/wiki/Letzte_Worte.

(Lukas 23,46) Wahrscheinlich unmittelbar vorher rief er: „Es ist vollbracht!“ (Johannes 19,30) Jesus hatte seinen Auftrag bis ins letzte ausgeführt. Kurz zuvor hatte er noch gerufen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Matthäus 27,46; Markus 15,34) Und jetzt: „Vater, in deine Hände gebe ich meinen Geist!“ Ein schreckliches Sterben. Ein wunderbares Sterben.

- ❖ Martin Luther, der große Reformator, hat uns ebenfalls „letzte Worte“ hinterlassen. Seine letzte schriftliche Notiz lautet: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“ (18. Februar 1546). Im Grunde fasste er damit die große Entdeckung seines Lebens in einem Satz zusammen: Um Vergebung und neues Leben zu bekommen, muss und kann man keine Leistungen erbringen; unser Freispruch ist ein pures Geschenk.
- ❖ Und noch ein Christ: Dietrich Bonhoeffer, der große Theologe und Widerstandskämpfer des Dritten Reiches, wurde am 9. April 1945, also noch kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs (die Alliierten standen längst auf deutschem Boden), im KZ Flossenbürg hingerichtet – Tod durch Erhängen auf ausdrücklichen Befehl von Adolf Hitler. Als er zur Hinrichtung abgeführt wurde, sagte er zu einem seiner Mitgefangenen, einem britischen Offizier: „Das ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens.“
- ❖ Schließlich noch das Gegenstück, die letzten Worte eines Mannes, der die Vorstellung eines persönlichen Gottes radikal ablehnte und mit dem Kreuz von Jesus Christus schlicht und einfach nichts anfangen konnte – Johann Wolfgang von Goethe, unser „größter Dichter und Denker“. Als er auf dem Sterbebett lag (in Weimar, am 22. März 1832), soll er gesagt haben: „Mehr Licht!“

Christen sind ja (leider) manchmal ein bisschen gar zu schnell bei der Hand, wenn es darum geht, etwas für ihre Sache auszuschlachten. Der superschlaue Goethe rief im Tod nach mehr Licht? Das kann doch nur bedeuten, dass ihm plötzlich bewusst wurde, dass er – bei allem Wissen und Können – immer noch im Finstern umhertappte; ihm fehlte die Erleuchtung durch Gott.

Aber ob das nicht eine Überinterpretation ist? Womöglich war es Goethe in dem abgedunkelten Zimmer einfach ein bisschen zu düster, und er wollte lediglich sagen: „Macht doch endlich den zweiten Fensterladen auf, damit mehr Licht hereinkommt!“

Und vielleicht ist selbst das ein Missverständnis, und die Sache ist noch viel banaler. Goethe stammte bekanntlich aus Frankfurt, war also Hesse. Und die Hessen sprechen das ch ein bisschen wie sch aus, also nicht „Licht“, sondern „Lischt“, und nicht „liegen“, sondern „lieschen“. Eigentlich (so spötteln die Frankfurter) wollte Goethe also sagen: „Mer lischt hier so schlescht“, zu

Deutsch: „Man liegt hier so schlecht.“ Doch bevor er den Satz zu Ende bringen konnte, ereilte ihn der Herzinfarkt.²

Ein großer Christ – ein großes letztes Wort

So, jetzt aber endlich zu den „letzten Worten“ meiner Predigt Eine letzte Predigt, ein letztes Wort – was sagt man seiner Gemeinde als Letztes? Was könnte ich Ihnen als Schlusswort zurücklassen? Als ich so überlegte, bin ich auf die letzten Worte von einem der größten Männer in der Bibel gekommen – die letzten Worte des Apostels Paulus.

Was waren seine letzten Worte? Was ist sein letzter uns erhaltener Brief? Der 2. Timotheusbrief. Das letzte Kapitel? Das vierte. Der letzte Vers? Vers 22. Der letzte Satz in diesem Vers? „Gottes Gnade sei mit dir.“ Hier haben wir das Schlusswort des Paulus, die letzten Worte dieses großen Apostels, die uns schriftlich überliefert sind, sein letztes Wort an seinen treuen Mitarbeiter Timotheus, der ihm wie ein eigener Sohn ans Herz gewachsen war.

Timotheus befand sich damals in Ephesus, der bedeutendsten Stadt Kleinasiens (die heutige Türkei). Ephesus lag im Schnittpunkt großer Handelsrouten und war eine wirtschaftliche Metropole ersten Ranges. Darüber hinaus war die Stadt das Zentrum der östlichen Religionen und der Sitz des Kultes um die Göttin Diana/Artemis. Der Artemistempel in Ephesus zählte zu den 7 Weltwundern. Paulus selbst war dort drei Jahre lang tätig gewesen, hatte eine blühende Gemeinde gegründet (Apostelgeschichte 19,1ff; 20,31) und hatte die Verantwortung für sie inzwischen seinem jungen Mitarbeiter übertragen.

Wenn man die Timotheusbriefe liest, spürt man etwas von den enormen Aufgaben, die vor Timotheus liegen. Paulus spricht vom Kampf gegen Irrlehren; er ruft dazu auf, ein Leben nach Gottes Willen zu führen, er warnt vor Spannungen im Zusammenleben der Christen und betont, wie wichtig eine gute Organisation und Leitung der örtlichen Gemeinde ist.

Wie kann Timotheus all diese Aufgaben bewältigen? Wie soll er, ein junger und offensichtlich etwas schüchterner Mensch, mit dieser riesigen Verantwortung fertig werden? Was kann Paulus, dieser weitgereiste und langjährige Missionsstratege und Gemeindegründer, ihm aus seinem Erfahrungsschatz als Bestes und Wichtigstes auf den Weg geben, auf einen Weg, den Timotheus von jetzt an allein gehen muss? „Was sage ich ihm als letztes?“

Paulus weiß, dass er demnächst sterben wird; seine Hinrichtung als Märtyrer für Jesus steht unmittelbar bevor. Er spricht es ganz offen an: „Für mich ist die Zeit gekommen, Abschied zu nehmen ... Ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe das

² http://de.wikiquote.org/wiki/Letzte_Worte.

Ziel des Laufes erreicht, ich habe am Glauben festgehalten. Nun liegt der Siegeskranz für mich bereit ...“ (2. Timotheus 4,6-8.16-18). Was gebe ich meinem lieben Timotheus als letztes mit auf den Weg, damit er seinen Mann steht und die begonnenen Aufgaben im rechten Sinn weiterführt? Was sage ich ihm als allerletztes?

Vielleicht einen flapsigen Spruch: „Mach’s gut, alter Junge! Halt die Ohren steif! Hals- und Beinbruch!“? Genau das sagte mir ein Pfarrkollege, als ich vor 40 Jahren meine erste Stelle als Jugendpastor antrat. War sicher gut gemeint, klingt aber doch ein bisschen oberflächlich, irgendwie zu billig. Dann vielleicht eher einen letzten Appell: „Setz alles dran, Gott zu gefallen! Hör niemals auf, ihm zu vertrauen!“? Schon besser, aber die eigene Anstrengung, Gott zu gefallen, kann nicht das tiefste, tragende Fundament unseres Lebens sein. Nein, denkt Paulus, es gibt noch etwas Passenderes; ich weiß, was ich ihm schreibe: „Gottes Gnade sei mit dir!“

Ich erinnere mich noch genau: Als ich bei meiner Arbeit an der Neuen Genfer Übersetzung vor einigen Jahren an 2. Timotheus 4,22 kam, hat mich dieser Gedanke unheimlich bewegt: Das also sagt der große Paulus, der große Lehrer und Seelsorger, als allerletztes; das sind seine letzten Worte; das ist sein Vermächtnis an Timotheus, sein Vermächtnis an uns alle. Nachdem alles gesagt ist, bleibt nur noch dieses eine zu sagen: „Gottes Gnade sei mit dir!“ Wenn man die ganze Lehre der Bibel, alle Ermahnungen und Ermutigungen in einem Satz zusammenfassen möchte, dann in diesem: „Gottes Gnade sei mit dir!“ Wenn Timotheus alles andere vergessen würde, was Paulus ihm in den langen Jahren der gemeinsamen Arbeit beigebracht hat – dieser Wunsch, dieses Gebet soll ihn begleiten: „Gottes Gnade sei mit dir!“ – gerade auch dann, wenn Paulus einmal nicht mehr da ist. Die unerhörten Aufgaben, die vor ihm liegen, wird Timotheus niemals aus eigener Kraft und mit eigenem Können bewältigen. Gottes Gnade ist nötig, damit es gelingt.

Bei Qualitätsware lohnt sich Recycling

Vielleicht denken Sie jetzt heimlich: Soo originell sind diese letzten Worte doch gar nicht. Paulus hat sich da gar nichts Spezielles für seinen Lieblings-Mitarbeiter ausgedacht. Das Schlusswort des zweiten Timotheusbriefes ist doch das Schlusswort sämtlicher Briefe von Paulus. Das waren schon x-mal seine letzten Worte. Seine gesamte Korrespondenz schließt so: „Gottes Gnade sei mit euch.“

Mehr noch: Seine gesamte Korrespondenz beginnt so! „Gnade und Frieden sei mit euch von Gott, unserem Vater, und von Jesus Christus, unserem Herrn!“ Mag sein, dass das nach ein paar Briefen nicht mehr sehr originell wirkt; dafür wirkt es umso eindrucksvoller. Paulus hat nichts Besseres zu sagen. Und deshalb sagt er immer wieder dasselbe. Ein Arzt, der herausgefunden hat, welches Medikament bei einer bestimmten Krankheit am besten hilft, wird auch nicht jedes Mal wieder eine andere Arznei verschreiben, nur um originell zu bleiben!

Es war für Paulus eine grundlegende Wahrheit: Um ein Leben im Sinn Gottes führen zu können, ist Gottes Gnade nötig; das ist die *conditio sine qua non*, die unerlässliche Voraussetzung für alles andere, die absolut notwendige Bedingung, ohne die nichts zustande kommt, was Bestand hat. Ohne Gottes Gnade läuft nichts.

Am Anfang und am Ende jedes seiner Briefe erinnert Paulus seine Leser und seine Hörer daran, dass sie ganz und gar von Christus abhängig sind, ganz auf ihn angewiesen – auf seine Vergebung, seinen Segen, seine Klugheit, seine Kraft, seine Gaben, seine Hilfe. Nur die Gnade befähigt zu einem Leben und Arbeiten im Sinn Gottes.

Wir werden nie so stark geworden sein im Glauben, dass wir auf Gottes Gnade verzichten könnten. Wir werden nie so unerschütterlich sein, so unverfärbbar, so erfahren, so klug und tüchtig, dass wir Gottes Hilfe nicht mehr benötigen. Wir brauchen seine Gnade. Wir brauchen sie, um von Bindungen gelöst zu werden, um ein Leben als Schüler und Mitarbeiter Gottes zu führen, um seinen Willen herauszufinden, um seine Weisungen zu befolgen, um den richtigen Weg zu gehen, um Widerstand gegen Schlechtes zu leisten und um das zu tun, was gut und richtig ist; wir brauchen sie bei allen Kontakten mit skeptischen und ablehnenden Menschen, bei allen Begegnungen mit anderen Christen, bei allen Aufgaben in der Gemeinde. Für unser ganzes vor uns liegendes Leben sind wir vollständig auf Gottes Gnade angewiesen. Wenn wir alles gegeben, alles eingesetzt haben – Zeit, Kraft, Können, Ideen, Geld –, fehlt zum Gelingen doch noch eins: Gottes Gnade.

Abstrakter Begriff – konkreter Inhalt: Aspekte der Gnade

Nun ist „Gnade“ ja ein ziemlich abstrakter Begriff. Lassen Sie mich daher ein paar Hinweise geben, was man sich darunter eigentlich vorzustellen hat.

(a) Gnade: die Heilsgeschichte in einem Wort

Niemand gebraucht das Wort „Gnade“ im Neuen Testament auch nur annähernd so häufig wie Paulus. Es ist so etwas wie sein Lieblingswort. Mit „Gnade“ fasst er alles zusammen, was Gott für uns getan hat und noch tut. Die ganze Heilsgeschichte lässt sich mit diesem Wort umschreiben: Gnade. Man könnte natürlich auch sagen: Liebe. Aber Gnade ist noch konkreter. Liebe ist zunächst nur eine Einstellung, ein Gefühl. Gnade ist praktizierte Liebe. Was die Liebe empfindet, das setzt Gnade in die Tat um. Gott ist Liebe, und alles, was er vom allerersten Augenblick der Schöpfung an bis hin zur neuen Welt tut, um uns Menschen in eine Beziehung mit ihm zu bringen, ist Gnade.

(b) Gnade: Was Jesus uns gebracht hat

Im Zentrum der Heilsgeschichte steht Jesus; er ist die personifizierte Gnade. „In Christus ist Gottes Gnade sichtbar geworden – die Gnade, die allen Menschen Rettung bringt.“ (Titus 2,11) Dass Jesus Mensch wurde, dass er uns mit seiner Lehre,

seinen Taten und seinem Vorbild Gott nahe brachte, dass er an unserer Stelle für unsere Schuld starb, dass er wieder lebendig wurde, dass er sich jetzt vom Himmel aus für uns einsetzt – das alles bündelt Paulus in dem einen Wort: Gnade.

(c) Gnade: Was Gott tut, damit wir ihn finden

Gottes Gnade ist natürlich nicht erst dann tätig, wenn jemand sich Jesus anschließt. Ihr Aktionsradius reicht viel weiter zurück. Sie ist bereits dort am Werk, wo irgend etwas uns zu Jesus hin drängt. Gott schickt uns z. B. einen Christen über den Weg, durch den wir zum ersten Mal ernsthaft mit der Bibel in Berührung kommen. Gott lässt in unserem Leben Dinge geschehen, die uns hellhörig machen, die uns auf seine Macht und seine Liebe aufmerksam machen. Gott hat die Bibel schreiben lassen, damit wir durch ihre Lektüre von ihm erfahren und ihn kennenlernen. All das gehört zur Gnade. Es ist die „vorlaufende Gnade“, wie Dogmatiker sie nennen, die Gnade, die der Umkehr vorausgeht. Es sind die „Gnadenmittel“, die unser Interesse an Jesus wecken und zu denen in erster Linie die Bibel gehört.

Gnade konkret: ein Beispiel, das staunen macht

Ein bewegendes kleines Beispiel dazu: Meine Frau und ich nahmen letztes Wochenende an einer Internationalen Missionskonferenz teil; Thema: Wie man Muslime mit der Wahrheit des Evangeliums und der Liebe Gottes erreichen kann. Dort hörten wir die bewegende Geschichte von „Habiba“ (der Name ist zum Schutz der betreffenden Person geändert), nachzulesen in dem höchst empfehlenswerten Buch „Daughters of Islam. Building Bridges with Muslim Women“ von Miriam Adeney (Inter Varsity Press, Downers Grove, Illinois, 2002, Seiten 44 bis 50; hier stark gekürzt und mit eigenen Worten wiedergegeben). Es ist die Geschichte einer jungen ägyptischen Frau, und gleichzeitig ist es eine Geschichte voller „vorlaufender Gnade“ und voller „Gnadenmittel“.

Habiba stammte aus einer streng orthodoxen muslimischen Familie. Schon mit sieben Jahren musste sie sich verschleiern und fünf Mal am Tag beten. Beim ersten der fünf Gebete war es noch halbdunkel; Habiba rieb sich schlaftrunken die Augen und konnte sich kaum aufrecht halten. „Mama, warum muss ich das tun?“, fragte sie. „Und wenn ich schon bete, müsste doch jemand da sein, der mir zuhört und mir antwortet. So wie Daddy, wenn ich mit ihm rede. Warum kann Gott nicht wie Daddy sein?“

Als Habiba zehn war, ging sie einmal zusammen mit ihrer Schwester ins Kino. Auf dem Rückweg rief ihr eine Frau aus einem vorbeifahrenden Auto etwas zu. Habiba ging näher, und die Frau lächelte und hielt ihr ein kleines Büchlein hin: „Für Dich, meine Tochter; bitte nimm es!“

Als die Frau weitergefahren war, sahen sich die beiden Mädchen den Buchtitel an: „Das Evangelium nach Johannes.“ Offensichtlich eine religiöse Abhandlung; musste man mit Respekt behandeln. Aber interessant war der Inhalt wohl kaum. Außerdem sah das Büchlein aus wie eine christliche Schrift. Die Eltern würden sich bestimmt nicht darüber freuen. Habiba versteckte das Buch in einer Schublade und hatte es bald völlig vergessen.

Das Mädchen wuchs heran und begann, kritische Fragen zu stellen. Während des Studiums beschäftigte sie sich viel mit Philosophie, Geschichte und einer gerechten Gesellschaftsordnung. So kam es, dass sie sich der kommunistischen Bewegung anschloss. Kairo platzte damals aus allen Nähten. An allen Ecken und Enden fehlte es an angemessenen Maßnahmen gegen das soziale Elend – im Bau- und Transportwesen, im Gesundheits- und Bildungswesen; oft war nicht einmal das Nötigste vorhanden. Kein Wunder, dass die Unzufriedenen auf die marxistischen Versprechungen hörten. Auch Habiba nahm an den Protestmärschen teil, unverschleiert sogar. Aber wenn sie dann nach Hause zurückkam, legte sie sich wieder den Schleier über den Kopf, kniete nieder und verrichtete ihre Gebete. Irgendwie musste beides nebeneinander Platz haben.

Mit fünfundzwanzig geriet sie zufällig in ein christliches Freiluftkonzert in der Nähe des Unigeländes: alte Psalmen, neue Lieder, Melodien, die ihr nicht mehr aus dem Kopf gingen. Vor Beginn des Konzerts betete der Chorleiter zum „Vater“. Habiba war verwirrt. Wen meint er wohl? Die Zuhörer sind doch alle jünger als er. Könnte es sein, dass er zu Gott betete? Aber wie kann er es wagen, Gott als Vater anzusprechen? Plötzlich sah sie sich wieder als kleines Mädchen, das noch vor Tagesanbruch zusammen mit seiner Mutter betete und das protestierte: „Warum muss ich das machen? Warum hört mir niemand zu? Warum antwortet Gott mir nicht? Gott soll jemand wie mein Daddy sein!“ Das Erlebte ließ Habiba keine Ruhe mehr. War es möglich, dass diese Christen Gott wirklich als einen Vater kannten? Konnte man Gott persönlich kennenlernen? Kümmernte er sich mitten in dem Chaos von Kairo um ganz gewöhnliche einzelne Menschen?

Als Habiba an diesem Abend wieder auf ihrem Zimmer war, kam ihr plötzlich das christliche Büchlein in den Sinn. Ob es noch in der Schublade war? Ganz unten, ganz hinten? Tatsächlich, es war noch da! Sie setzte sich auf ihr Bett und fing an zu lesen.

„Am Anfang war das Wort;
das Wort war bei Gott,
und das Wort war Gott ...
Durch ihn ist alles entstanden ...
In ihm war das Leben,

und dieses Leben war das Licht der Menschen ...
Er war in der Welt,
aber die Welt, die durch ihn geschaffen war, erkannte ihn nicht.
Er kam zu seinem Volk,
aber sein Volk wollte nichts von ihm wissen.
All denen jedoch, die ihn aufnahmen
und an seinen Namen glaubten,
gab er das Recht, Gottes Kinder zu werden ...
Er, der das Wort ist, wurde ein Mensch von Fleisch und Blut
und lebte unter uns.
Wir sahen seine Herrlichkeit ...
Niemand hat Gott je gesehen.
Der einzige Sohn hat ihn uns offenbart,
er, der selbst Gott ist und an der Seite des Vaters ist.“

Wow! Was für eine kraftvolle Poesie! Blasphemisch, höchstwahrscheinlich – „Sohn Gottes“ und solche Sachen. Echte Propheten werden nicht abgelehnt. Und ganz sicher nimmt der Ewige nicht Fleisch und Blut an. Trotzdem – was für eine radikale, berückende Konzeption: Der Schöpfer besucht unseren Planeten in menschlicher Gestalt, um uns seine Herrlichkeit zu zeigen und uns an seiner Kraft teilhaben zu lassen!

Habiba las weiter. Die Geschichten waren so menschlich, so mitten aus dem Leben gegriffen. Die Hochzeitsparty in Kapitel 2, bei der der Wein ausgeht, und mittendrin Jesus, den seine Mutter fragt: Kannst Du nicht Abhilfe schaffen?

Dann, in Kapitel 3, die Begegnung mit Nikodemus: „Wenn du das Reich Gottes sehen willst, musst Du von neuem geboren werden! Du musst aus dem Geist Gottes geboren werden.“ Und ein wenig später: „Gott hat der Welt seine Liebe dadurch gezeigt, dass er seinen einzigen Sohn für sie hergab, damit jeder, der an ihn glaubt, das ewige Leben hat und nicht verloren geht.“ Und noch ein paar Verse weiter: „Das Licht kam in die Welt, und die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht, weil ihr Tun böse war.“ Da ist viel Wahres dran, dachte Habiba. Sogar die Marxisten, sogar die religiösen Führer missbrauchten immer wieder ihre Macht.

Habiba las weiter. Kapitel 4, die samaritanische Frau, die fünfmal verheiratet gewesen war und jetzt mit jemand in wilder Ehe zusammenlebte. War sie eine Nymphomanin? Oder war sie in ihrer ersten Ehe misshandelt worden und dann in eine Abwärtsspirale geraten? Jesus behandelte diese Frau mit erstaunlichem Respekt und nahm ihre theologischen Ansichten ernst. Wieviel Mitgefühl Jesus zeigte! Wie tiefgründig seine

Aussagen waren! Habiba merkte, wie sie begann, Jesus zu bewundern, mehr noch: Jesus lieb zu gewinnen.

Schließlich kam sie zu Kapitel 8. Die führenden Juden bringen eine Ehebrecherin zu Jesus. "Meister, diese Frau ist auf frischer Tat ertappt worden. Mose hat uns im Gesetz befohlen, solche Frauen zu steinigen. Was sagst du dazu?" Mit dieser Frage wollten sie Jesus eine Falle stellen, um dann Anklage gegen ihn erheben zu können.

Plötzlich begann sich alles um Habiba herum zu drehen. Wie sollte Jesus jetzt reagieren? Natürlich hatte die Frau gesündigt. Aber wo war denn ihr Partner? Angeblich hatte man die beiden doch auf frischer Tat ertappt! Männer waren so unfair, und fromme Männer waren manchmal die allerschlimmsten. Religion hatte Ungerechtigkeiten und sogar Brutalität gegenüber Frauen legalisiert; Habiba hatte das in ihrer eigenen Verwandtschaft erlebt, und es hatte sie zutiefst empört. Und wegen solcher bigotter Heuchler war jetzt diese ganze schöne Geschichte mit Jesus zerstört. Jesus konnte den Ehebruch schließlich nicht gut heißen; er musste der Steinigung zustimmen, oder?

Entschlossen klappte Habiba das Johannesevangelium zu. „Ich kann das nicht ertragen. Entweder er steinigt sie – dann will ich nichts mehr von ihm wissen. Oder er lässt sie gehen – dann will ich auch nichts mehr von ihm wissen.“ Wenn Jesus der Steinigung zustimmte, war er nicht besser als ihre muslimischen Anführer. Und wenn er das Verhalten der Frau billigte, dann würde stimmen, was man von den Christen behauptete: Sie seien unmoralisch. Was immer Jesus sagte – er musste in die Falle tapen. Und dann war ihr Bild von Jesus zerstört; dann konnte sie ihn nicht mehr bewundern, nicht mehr lieb haben.

Habibas Entschluss stand fest: „Ich werde nicht mehr weiterlesen.“ Sie stopfte das Büchlein zurück in die Schublade und ging zum Rest der Familie, um sich mit ihnen eine Fernsehsendung anzusehen. Aber in dieser Nacht fand Habiba keinen Schlaf. Schließlich stand sie auf, kramte das Büchlein doch wieder hervor und suchte die Stelle, an der sie stehen geblieben war: Die Pharisäer. Die Frau. Die Falle. Und Jesus, der sich vorgebeugt hatte und mit seinem Finger scheinbar unbeteiligt etwas in den Sand schrieb.

Habiba las weiter: „Als sie darauf bestanden, auf ihre Frage eine Antwort zu bekommen, richtete er sich auf und sagte zu ihnen: ‚Wer von euch ohne Sünde ist, der soll den ersten Stein auf sie werfen.‘ Dann beugte er sich wieder vor und schrieb auf die Erde. Von seinen Worten getroffen, verließ einer nach dem anderen den Platz; die ältesten unter ihnen gingen als Erste. Zuletzt war Jesus allein mit der Frau, die immer

noch da stand, wo ihre Ankläger sie hingestellt hatten. Er richtete sich auf. ‚Wo sind sie geblieben?‘, fragte er die Frau. ‚Hat dich keiner verurteilt?‘ – ‚Nein, Herr, keiner‘, antwortete sie. Da sagte Jesus: ‚Ich verurteile dich auch nicht; du darfst gehen. Sündige von jetzt an nicht mehr!‘“

Habiba saß lange regungslos da. ‚Das ist der Herr, dem ich folgen möchte‘, sagte sie sich zuletzt. In dieser Nacht öffnete sie ihr Herz für die Möglichkeit, dass Jesus tatsächlich der Herr und Retter ist; sie tat es auf der Grundlage von dem, was sie in den ersten acht Kapitel des Johannes-Evangeliums gelesen hatte: Gott bietet uns ewiges Leben an. Jesus ist der, an den wir glauben sollen. Man kann durch den Heiligen Geist von neuem geboren werden. Und wir sind aufgefordert, im Licht zu leben.

Habiba machte sich auf die Suche nach einem Pfarrer. Sie vertraute sich ihm an, und er half ihr, den Schritt zu einer Beziehung mit Jesus, dem Herrn, zu machen. Ein volles Jahr lang traf sie sich mit dem Pfarrer, um mehr über den christlichen Glauben zu erfahren. Erst danach erzählte sie ihren Eltern davon. Die waren außer sich vor Ärger und engagierten einen Scheich, der sie wieder umprogrammieren sollte. Auf den Rat des Pfarrers verließ Habiba Ägypten und besuchte im Libanon eine Bibelschule speziell für Christen mit muslimischem Hintergrund. Sie lernte einen gläubigen Europäer kennen, heiratete, und gemeinsam arbeiten sie heute unter Muslimen. Und das alles, weil Habiba als junges Mädchen ein Johannes-Evangelium bekommen hatte und darin später dem faszinierenden Sohn Gottes begegnete, dem Mann, der ihr von da an mehr als alles bedeutete und dem ihre ganze Liebe galt.

Das war die Geschichte von Habiba. ‚Gottes Gnade war mit ihr‘, kann man da nur sagen. Gottes Gnade lief ihr sozusagen voraus, als sie noch überhaupt nichts von Jesus wusste. Sie bekam einen kleinen Ausschnitt der Bibel geschenkt, ein kleines bisschen ‚Gnadenmittel‘ sozusagen, und durch diesen Ausschnitt fand sie zu Jesus, ihrem Retter.

Am diesem Beispiel wird auch deutlich, was für ein wunderbares Hilfsmittel die Bibel ist. An unseren europäischen und amerikanischen Hochschulen wird sie zerzaust und zerlegt, jede Aussage von Jesus wird in Frage gestellt, jeder Vers zerstückelt und verschiedenen Quellen zugewiesen. Und wir Christen lassen uns ständig in die Verteidigungsposition drängen; wir lassen uns einschüchtern und versuchen zu retten, was noch zu retten ist. Warum sind wir nicht einfach einmal wieder stolz auf dieses unglaubliche Buch? Warum lassen wir uns nicht einfach einmal wieder begeistern von seiner überwältigenden Schönheit, von seinem unerfindbaren, ehrfurchtgebietenden, fantastischen Inhalt – und lassen uns von ihm zu dem Mann führen, der wie kein anderer die Gnade Gottes verkörpert?!

(d) Gnade gibt's nur gratis

Zurück zu den verschiedenen Aspekten, die uns eine Vorstellung davon geben, was Gnade ist. „Gnade“ bedeutet so viel wie „Geschenk“. Gott schenkt uns etwas. Gott schenkt uns seinen Sohn. Gott schenkt uns die Freiheit. Gott schenkt uns den Himmel. Alles völlig umsonst. Wir brauchen nichts zu zahlen. Gnade kann man sich nicht kaufen, es gibt sie nur als Geschenk. Gnade ist gratis (das lateinische Wort für Gnade heißt „gratia“!).

Meist betonen wir dabei, dass das Geschenk unverdient ist; wir werden freigesprochen, obwohl wir wegen unserer Schuld doch eigentlich abgeurteilt werden müssten. Das stimmt natürlich, aber wenn man diesen Gedanken überstrapaziert, landet man sehr rasch bei der eigenen Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit, und in das Reden von Gottes Gnade schleicht sich ein negativer Ton ein. Dabei sollen wir gerade nicht auf uns starren, sondern uns am Geschenk freuen. Außerdem spricht „Gnade“ gar nicht unbedingt von etwas Unverdientem. Von Jesus, dem Sohn Gottes, heißt es auch: „Gottes Gnade ruhte auf ihm“ (Lukas 2,40 – in seiner Kindheit); „Gottes Gnade war mit ihm“ (Lukas 2,52 – während seiner Jugend), und bei Jesus war die Gnade sicher nicht unverdient! Aber auch bei Jesus war sie umsonst, frank und frei und gratis. Es machte Gott einfach Spaß (wenn ich das mal so zärtlich sagen darf), seinen lieben kleinen Jungen zu beschenken. Und Gott schenkt nicht kleinlich. Gott ist reich, und Gott macht reich. „Aus der Fülle seines Reichtums haben wir Gnade und immer neu Gnade empfangen“ (Johannes 1,16). Gnade spricht von Reichtum.

(e) Gnade führt in Gottes Nähe

Gnade spricht auch von Gottes Nähe: Gott stellt sich unmittelbar zu uns. Bis hin zu Jesus war die Beziehung zu Gott vom Gesetz beherrscht, von Mittelsmännern (den Priestern), von Opferhandlungen (Rinder, Schafe und Ziegen). „Durch Mose wurde uns das Gesetz gegeben, aber durch Jesus Christus ist die Gnade zu uns gekommen“ (Johannes 1,17). Gnade bedeutet: Wir haben unmittelbaren Zugang zu Gott.

(f) Gnade trennt von Sünde

Gnade bedeutet auch: Wir lernen, der Sünde die Stirn zu bieten. Schon zur Zeit von Paulus gab es Leute, die sagten: Wenn die Rettung gratis zu haben ist, wenn Gott mir trotz aller Schuld gnädig ist, dann mach ich doch einfach weiter wie bisher! Dann brauche ich auf kein einziges egoistisches, zerstörerisches Vergnügen zu verzichten, im Gegenteil: Je mehr ich sündige, desto deutlicher wird, wie groß Gottes Erbarmen mit mir ist!

Wenn Paulus solche Argumente hörte, konnte er richtig wütend werden (z. B. Römer 3,5-8; 6,1.2). Und wenn unsere eigenen Gedanken uns das einflüstern, sollten wir auf sie ebenfalls richtig wütend werden. „Haut ab!“, sollten wir zu ihnen sagen. „Wir ste-

hen nicht mehr auf der Seite des Teufels, wir stehen auf der Seite von Jesus.“ Seine Gnade hat uns in seine Nähe geholt. Und bei ihm ist alles hell und gut. Mit unseren eigensüchtigen Plänen müssten wir uns vor ihm verstecken, müssten sie weit von ihm entfernt im Finstern verwirklichen. Aber die Gnade bindet uns doch immer stärker an den, der die Sünde besiegt hat! Noch einmal Titus 2; vorhin haben wir Vers 11 gelesen, jetzt folgt Vers 12: „Die Gnade erzieht uns dazu, uns von aller Gottlosigkeit und von den Begierden dieser Welt abzuwenden und, solange wir noch hier auf der Erde sind, verantwortungsbewusst zu handeln, uns nach Gottes Willen zu richten und so zu leben, dass Gott geehrt wird.“

(g) Gnade macht fröhlich

Gnade spricht auch von Freude. Im Griechischen sind Gnade (charis) und Freude (chara) eng verwandt; gelegentlich gehen die beiden Bedeutungen ineinander über. Gottes Gnade macht uns froh; wir werden „von Freude überrascht“ (so beschreibt der große englische Schriftsteller und Literaturhistoriker C. S. Lewis seine Hinwendung zu Gott). Zu dieser freudigen Überraschung gehört natürlich ganz wesentlich die Befreiung von Schuld. „vergeben“ heißt im Griechischen charizomai [ebenfalls abgeleitet von charis, „Gnade“], also wörtlich eigentlich: „Gnade schenken“, „begnadigen“! Wem Jesus vergibt, der ist buchstäblich ein Begnadigter. In Gottes Nähe und mit seiner Zuneigung wird ein Mensch glücklich und fröhlich; er hört auf, ein Trauerkloß zu sein, und wird für seine Mitmenschen genießbar.

(h) Gnade lässt sich nicht mit irdischen Maßstäben messen

Aber auch folgendes muss gesagt werden: Bei der Gnade geht es um unsere Beziehung zu Jesus, und die spielt sich primär in unserem Inneren ab; es ist also in erster Linie eine unsichtbare Geschichte (vergleiche Kolosser 3,3!). Wir sind dermaßen auf die irdische, vergängliche Welt fixiert, dass wir oft viel zu äußerlich, viel zu materialistisch urteilen. Wir sehen einen Reichen über diese Erde spazieren: O, den hat Gott ganz besonders reich beschenkt! Wir sehen einen Gesunden: O, der hat es gut; er kann sich ja in Gottes Gnade baden! Wir sehen einen Erfolgreichen: O, der kann sich vielleicht über Gottes Gnade freuen! Wir sehen eine intakte Familie: O, die muss mit Gnade geradezu überschüttet sein!

Erfolg, Reichtum, Gesundheit – das sind unsere Maßstäbe; daran messen wir, ob Gottes Gnade auf unserem Leben ruht. Aber indem wir das tun, haben wir etwas gründlich missverstanden. Sicher dürfen wir Gott um ein ruhiges, stressfreies, sorgloses Leben bitten. Aber tausendmal wichtiger ist Gott, dass wir unsere Schuld los werden, dass wir uns an seinen Willen halten und dann einmal für immer und ewig bei ihm leben werden – nach dieser Erde, wenn Krankheit und Armut und Misserfolge längst keine Themen mehr sind. Gottes Gnade wird alles tun, um uns an Gottes Ziel zu bringen. Und wenn dazu einmal eine Erkrankung nützlich ist oder ein leerer Geldbeutel oder der Verlust des Arbeitsplatzes – nun, dann ist unser Vertrauen auf Gott gefragt. Rational befriedigende Erklärungen für Nöte und Rückschläge werden wir

kaum einmal bekommen, und sie trösten auch nicht wirklich. Was wirklich tröstet, ist das Vertrauen auf unseren Hirten Jesus, das Vertrauen, dass er sich, wenn es ins „finstere Tal“ geht, nicht von uns zurückzieht, sondern gerade dann besonders nah bei uns ist, das Vertrauen, dass er Schmerz und Dunkelheit dazu benutzt, dass wir ihn noch intensiver erleben und dass durch uns noch viel mehr für sein Reich bewirkt wird. Auch und gerade in solchen Lebensabschnitten begleitet uns Gottes Gnade

Paulus selbst wurde von einer schweren, äußerst schmerzhaften chronischen Krankheit geplagt (dem „Pfahl im Fleisch“, 2. Korinther 12,7); die Sache war so schlimm, dass er dachte: Ich muss Gott unbedingt um Befreiung bitten, und ganz bestimmt wird er mich erhören; schließlich bremsen mich diese Schmerzen in meiner Arbeit für ihn regelrecht aus, und daran kann Gott kein Interesse haben. Aber was sagt Jesus zu ihm? „Meine Gnade ist alles, was du brauchst, denn meine Kraft kommt gerade in der Schwachheit zur vollen Auswirkung.“ (2. Korinther 12,9a) Der Groschen fällt, Paulus kapiert, und er bejaht diese „harte Gnade“³. „Daher will ich nun mit größter Freude und mehr als alles andere meine Schwachheiten rühmen, weil dann die Kraft von Christus in mir wohnt. Ja, ich kann es von ganzem Herzen akzeptieren, dass ich wegen Christus mit Schwachheiten leben und Misshandlungen, Nöte, Verfolgungen und Bedrängnisse ertragen muss. Denn gerade dann, wenn ich schwach bin, bin ich stark.“ (2. Korinther 12,9b.10) Paulus hat begriffen, was das oberste Ziel der Gnade ist: nicht ein Leben „herrlich und in Freuden“, sondern ein Leben, das von Jesus ausgefüllt ist und das ihm optimal zur Verfügung steht.

Gnade ist nicht nur was für Solisten

So, das waren eine Handvoll Hinweise darauf, was Gnade ist und wie Gnade sich auswirkt, und dabei belassen wir es jetzt. Aber auf etwas muss ich doch noch aufmerksam machen, schon deshalb, weil Sie es wahrscheinlich längst selber bemerkt haben. An einer Stelle habe ich die ganze Zeit geschummelt. „Gottes Gnade sei mit dir“ – sind das wirklich die letzten Worte von Paulus? Nein: „Gottes Gnade sei mit euch“! Der Plural ist höchst erstaunlich, weil Paulus den Brief doch ausdrücklich an eine einzige Person schreibt. Es kommt mir so vor, als wollte Paulus den Timotheus noch auf einen letzten Aspekt aufmerksam machen: Die volle Gnade, den ganzen Reichtum, die umfassende Freude Gottes erfährst du nicht, wenn du dich isolierst, sondern nur in der Gemeinschaft mit anderen Christen. „Gottes Gnade sei mit euch“ – das klingt wie eine leise Aufforderung: Timotheus, wenn’s schwierig wird (und es wird schwierig werden in Ephesus; „reißende Wölfe werden dort eindringen und erbarmungslos unter der Herde wüten; sogar aus den Reihen der Gemeinde werden Männer auftreten, die die Wahrheit verdrehen“, Apostelgeschichte 20,29f) – wenn’s also schwierig wird, dann zieh dich nicht in dein Schneckenhaus zurück, sondern such gerade in solchen Situationen den Kontakt, das Gespräch, das gemeinsame Gebet, den Rat der Mitchristen. Lobe Gott mit anderen zusammen! Dann und nur dann wirst du die volle Gnade erleben.

³ So der Titel eines Buches von S. Vanauken und C. S. Lewis. Gießen, Brunnen-Verlag, 1980. Originaltitel: „A Severe Mercy“.

Meine Frau und ich sind ja nun nach beinahe 14 Jahren heute zum letzten Mal hier im Volkshaus; unsere Kinder sind schon vor einigen Jahren ausgeflogen. In dieser ganzen Zeit waren wir - ich glaube, ich darf das so sagen – fester Bestandteil dieser Gemeinde, ein Stück von ihrem Inventar. Wir haben sehr viel Gutes bekommen – gute Predigten, gute Freunde, gute gemeinsame Erlebnisse, und das alles empfinden wir als ein großes Geschenk, ein Geschenk der Gnade Gottes. Gleichzeitig haben wir uns zusammen mit unseren Kindern bemüht, nicht nur Konsumenten zu sein, sondern (soweit es unsere Kräfte und unsere Zeit erlaubten) mit anzupacken – beim Saal- und Blumendienst, bei Musik, Theater und Dekoration, bei Unti, Jungschar und Jugend, bei Hauskreisen und Interessengruppen, bei Kursen, Seminaren und Gemeindefestwochenenden, bei Bibelarbeiten, Gebetsabenden, Moderation und Predigt. Wenn irgendetwas davon gelungen ist und wenn irgendetwas davon der Gemeinde gut getan hat, dann nur, weil für uns dasselbe gilt, was Paulus einmal von seiner Arbeit gesagt hat: „Nicht mir verdanke ich das Erreichte, sondern der Gnade Gottes, die mit mir war.“ (1. Korinther 15,10)

Diese Woche las ich – aus gegebenem Anlass; Sie wissen ja: die Fussball-Europameisterschaft – in einem Vortragsmanuskript ein Zitat, das die Gemeinde als Fußballspiel darstellt: „Die Gemeinde gleicht einem Fußballspiel mit 50‘000 Leuten, die sich unbedingt mal bewegen sollten und stattdessen auf den Tribünen sitzen und 22 Leuten zusehen, die auf dem Spielfeld herumrennen und sich unbedingt mal ausruhen sollten.“⁴

Es war uns immer ein Anliegen, zu den 22 zu gehören und nicht zu den 50‘000. Vierzehn Jahre haben wir uns deshalb – um im Bild zu bleiben – naja, vielleicht nicht unbedingt die Lunge aus dem Leib gerannt, aber wir sind doch viel gelaufen. Und nun ist damit Schluss. Nein, nicht mit dem Rumrennen ist Schluss; rennen werden wir, solange uns unsere Füße tragen. Aber wir wechseln sozusagen die Mannschaft und spielen ab jetzt in einem anderen Land und für einen anderen Verein.

Wenn wir heute also die „Kirche im Volkshaus“ verlassen, verlassen wir damit nicht die Gemeinde von Jesus; wir verlassen lediglich eine örtliche Gemeinde. Wir ziehen uns nicht in ein Schneckenhaus zurück. Aus uns sollen keine Solochristen werden, wir werden auch nicht ein christliches Duett bilden. Wir ziehen nur ein Stückchen weiter, auf ein anderes Spielfeld. Aber dort, wo wir hinkommen, sind ebenfalls Christen, und wir werden versuchen, neue Begegnungen zu schaffen, neue Gemeinschaft aufzubauen. Der Sonntagsgottesdienst in der Kapelle, die zu unserem Gästehaus gehört, ist gleichzeitig der Gottesdienst für ganz Oberstdorf; in diesem streng katholischen Umfeld gibt es sonst keine evangelische Gemeinde. Außerdem hoffen wir natürlich, dass viele den Weg ins Gästehaus finden, die noch auf der Suche nach Gott

⁴ Original: „The Church is like a football game with 50‘000 people desperately in need of exercise sitting in the stands watching 22 people who are in desperate need of rest running around on the pitch.“

sind; wir möchten ihnen gern den Weg zu Jesus zeigen. Für das alles brauchen wir Gottes Gnade. Und für alle Aufgaben hier in Zürich braucht Ihr genauso Gottes Gnade. Deshalb: Gottes Gnade sei mit Dir und mir ganz persönlich. Gottes Gnade sei mit uns, und Gottes Gnade sei mit Euch! Das soll unser Schlusswort sein, unseres an Euch und Eures an uns. Etwas Besseres können wir einander nicht wünschen.

„Gottes Gnade sei mit Euch allen – mit jedem einzelnen von Euch und mit der ganzen Gemeinde!“

ABSCHIED

Wenn Gott will und wenn wir leben,
wollen wir uns wiedersehn.
Ehe eintritt, was wir planen,
kann noch viel geschehn.
Die, die Jesus Christus lieben, sehn sich nie zum letzten Mal –
wenn nicht hier auf dieser Erde, dann bei ihm einmal.

Abschiednehmen ist wie Sterben, jeder lässt ein Stück
seines Lebens in der Hand des anderen zurück.
Doch wenn Gottes Hand uns miteinander fest umschließt,
bleibt uns nah, auch wer uns ferne ist.

Abschiednehmen hilft vergessen, immer nagt die Zeit
unerbittlich an den Bildern der Vergangenheit.
Doch wenn Gottes Hand uns miteinander fest umschließt,
bleibt uns nah, auch wer uns ferne ist.

Wenn Gott will und wenn wir leben,
wollen wir uns wiedersehn.
Ehe eintritt, was wir planen,
kann noch viel geschehn.
Die, die Jesus Christus lieben, sehn sich nie zum letzten Mal –
wenn nicht hier auf dieser Erde, dann bei ihm einmal.

Manfred Siebald